Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 11

Artikel: Der Weg einer Neu-Armen [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636506

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 11
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
16. März
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Ernst Oser.

Harte Frohn.

Im Zwilchhandschuh die derbe Faust,
Graben zwei Männer am Flusse.
Die Schaufel klirrt, der Steinhub saust
Im Takt, aus einem Gusse.

Glatte Kiesel türmen sich auf
Und Kieselsand dazwischen.
Mitten im trockenen Wasserlauf
Wölben sich Gruben und Nischen.

Noch ist es Zeit. Der Fluß ist zahm
Und wintermüde geworden.
Der Frost legt seine Kräfte lahm
Und eisiger Wind aus Norden.

So fröhnen die zweie Tag um Tag.
Der Rauch schwelt aus der Baracke.
Die Schaufel gräbt, es hallt der Schlag
Der fallenden, knirschenden Hacke.

Doch wenn der Winter sein Bündel schnürt
Vor dem Föhn, dem reisigen Recken,
Dann müssen die zwei, wenn die Sonne schürt,
Der Arbeit Waffen strecken.

Dann zwingt sie der Lenz zu leichterer Frohn,
Dann wälzt der Fluß seine Wellen
Wild über Kiesel und Sand davon
Dort jener harten Gesellen.

Zweierlei Blühen.

Glutrote Tulpen, ein Blütenzweig
Mit Fliederdolden, den zarten
Locken über den Bürgersteig,
Als kämen sie frisch aus dem Garten.

Als hätte der Frühling sie wachgeküßt
An der Hecke, in den Borden.
Als hätte die Sonne die Knospen gegrüßt,
Die duftende Blüten geworden.

Doch ach, im gläsernen Hause nur
Ist all' ihr Blühen geschehen.
Nun, vor den Wundern gewollter Natur
Bleiben die Leute stehen.

Heimlich schmückte der Frost zur Nacht
Mit seinen Blumen die Scheibe.
Drinnen fragten die Blüten sich sacht,
Was denn der Schalk wohl treibe?

Eisblumen hier und Treibhaus dort:
Beides ein sonderlich' Blühen!
Bald kommt der Lenz. Sein grünender Hort
Läßt Farben und Düfte sprühen.

Die Eisblumen schmelzen, das gläserne Haus
Es atmet Luft und Wonne:
Hinaus, ihr Blumen und Blüten, hinaus
An die wahre, göttliche Sonne!

Der Weg einer Neu-Armen.

Erzählung von Ruth Waldstetter.

3

Ich suche in meinem Gedächtnis, wo ich Minx in meinem früheren Leben schon begegnet bin? Ich weiß nur noch, daß mir dieses Gesicht etwas Lästiges bedeutete; aber es schien mir drollig zugleich. Hatte ich nicht eine Bitte zu gewähren? Jetzt entsinne ich mich: es war im Solistenzimmer nach einem Symphoniekonzert. Minx bat um mein Autogramm für seine Sammlung. Er kam mir komisch vor mit seiner geschäftsbeflissenen Miene. — Ja, wahrhaftig, geben ist seliger als nehmen.

Geburtstag. — — Trotz aller Arbeitszucht bricht Heimweh auf, Heimweh nach der zertrümmerten schöneren Welt, Heimweh, brennend auch, nach dem Verderber. Ich sehe zwei Augen klar und lauter auf mich gerichtet, die sich noch nicht verfinstert haben über verleugneter Schuld! Auch Albert drang vor in die selige Welt, die seine letzte Heimat ist. Wir waren in ihr verschmolzen inniger als in aller liebenden Verbundenheit. Wir haben damit die Teufel gereizt. Und sie haben uns gezeigt, wo sie mächtig sind. Sie werden

gelacht haben, als sie ein neues Gesicht am Spieltisch sahen, mit dem Blick eines Gierigen und Gehetzten, der seine Heimat vergessen hat.

Es war ihr Sieg, als ich mich davon überzeugte, daß unser Stand in dieser Welt auf der Bank und an der Börse bestimmt werde. Sie haben sich gefreut, als sie mich den Institutionen von seiner dunklen Majestät Gnaden überliefert wußten durch den innigsten Freund, als sie mich in frostigen Vorzimmern warten und verzagen und durch kühle Unbeteiligte vernichtende Botschaften mit zu teuer errungener Fassung in Empfang nehmen sahen. Wie mögen sie dem Herzen aufgelauert haben, das nach und nach seine Kraft und seinen Schwung verlor, bis es zittrig und mühselig arbeitete, ein defektes Pumpwerk! Wie haben sie frohlockt, daß das alles nicht Zufall, nicht Unglück war, sondern durch Freundeshand zubereitet! Das gab Schärfe und Stachel dem Tagewerk bei Betreibungsämtern und in Gantlokalen, den Begegnungen mit dem Pfändungsbeamten auf den Wegen der Betrüger und der Betrogenen, der Schufte und der Mißbrauchten! In der Moder- und Sumpfluft da unten dachten sie einer Verlassenen und Geschlagenen die Marotte von der seligen Heimat wohl auszutreiben.

Ich stehe in der Verbannung allerdings nicht aufrecht. Ich habe meinen Knick. Aber brechen ist nicht biegen. Und auch das Heimweh ist ein Bekenntnis.

Ist ein Wunder geschehen? Nach diesem Geburtstagsabend des unfrohen Gedenkens höre ich im Traum sphärische Musik. Ich habe solche Botschaft jahrelang entbehrt. Wundersame Beglückung, unaussprechliches Labsal! — Ist's Auferstehungsgetön?

Die Zeitungen lehren mich, daß es Albert besser geht als mir. Er geigt, er reist, er ist berühmt und guter Dinge. Er steht fest auf den zwei Füßen des Talents und des Ehrgeizes. Er wird allerdings böse Träume haben; aber der Riß in seiner Innenwelt ist zu tief, als daß er ihn vor seinen wachen Gedanken bloßlegen dürfte. Wir werden ihn später heilen, jenseits, wenn meine eigene Arbeit getan ist — wir untentrinnbar Verstrickten.

Heute hat mir die Natur eine wohlige Müdigkeit zubereitet, die ich genießen möchte. Dürfte ich träumen und ruhen und im Behagen des Hindämmerns das Werk der weisen Mutter geschehen lassen! Verjüngt und frisch würde ich aufstehen, nicht verfallen und schmerzvoll nach unzeitiger Ermüdung. Aber ich bin eine arme Frau! Die Hetzpeitsche der Arbeit hat mir das Wort eingetrieben. Wecker halb sieben: Frühstück, Zimmer aufräumen, heizen (oh, der Kohleneimer!). Acht Uhr: Stunde. Neun Uhr: Kammerzofendienste. Die Wäsche, die Strümpfe, die Kleider, alles wird alt, und täglich fehlt's irgendwo. Zehn Uhr: Stunde weit draußen im Villenquartier. Zurück, um halb zwölf, endlich Ruhe, abgesehen von der Schreibmaschine im Zimmer rechts und dem Jungen, der Geige übt, links. Es zerrt an den Nerven; man möchte die Wände einschlagen. Bin Ich das? Erniedrigt bis zum Krampf der gequälten Sinne? Ich lasse mich fahren, bin nur noch gepeinigte Kreatur, die ruft: „Schöpfer, hilf!"

Mittagstisch in der alkoholfreien Speisewirtschaft des Frauenvereins. Hier im Nebenzimmer ist der Ort der verschämten Heimatlosen. Es sind wohl anderthalb Dutzend an den fünf Tischen, Lehrerinnen zumeist und einige Buchhalterinnen, Frauen der freien Berufe und des Gewerbes. Manche stehen in mittleren Jahren und mehrere an der obern Grenze dieser dehnbaren Spanne Zeit. Es sind die im Berufe Hangengebliebenen. Müde Gesichter, einfache Kleider, in denen sich mehr oder weniger Verzicht, anspruchslose Würde oder eine späte Hoffnung ausdrückt. Die meisten haben sich „das nicht so gedacht". Als sie jung waren, standen sie in ihrem Beruf wie auf einem Sprungbrett. Er mochte es für andere sein; aber er erwies sich für diese als ein Käfig. Er erlaubte wohl das Flattern und Ausschau halten, aber nicht das Entrinnen, und niemand kam und öffnete dem Vogel das Türchen. Wohl schwirrte das Erlebnis auch durch den Käfig: es kam und ging. Der Käfig blieb zu. Unter diesen Einsamen mögen manche nicht mehr Mädchen sein. Manche denken zurück mit Wehmut oder mit Bitterkeit, mit Sehnsucht oder mit überwindender Güte. Es sind nicht wenige, die diesen Zug der übrwindenden Güte im Gesicht haben. Er gilt nicht nur dem Erlebnis, er gilt dem Dasein selbst. Das Leben war ein langes Fragen aus dem Nichts heraus nach dem Etwas. Und in diesem Fragen und Kämpfen bildete sich in aller Stille das Etwas. Es kam nicht von außen, nicht als Erlebnis. Es wuchs von innen auf, bildete Kern und sog immer mehr das suchende, wünschende, sehnsüchtig ungestillte Wesen auf in ein glaubenszähes, verzichtgewohntes, in der Beschränkung gefestigtes und bei den Besten gütig strahlendes Ich. Diese Frauen wollen nicht das Mitleid mit ihrem müden Gesicht; sie wollen auch nicht behängt werden mit dem romantischen Schmuck ihres Erlebnisses; sie hoffen nur auf Achtung, vielleicht auf Eherbietung vor ihrem bescheidenen, tapferen und glaubensfesten Selbst, das sie aus Enttäuschung, Mühe und Müdigkeit zusammengerafft haben als ein stilles „Ja" an Schicksal, Gott und Leben.

Wo bin ich selber geblieben? Jene haben mir den Gedanken befreit von dumpfer Müdigkeit mit ihrem guten, stummen Anspruch auf Kameradschaft. — Ich habe den Küchenduft, die fette Suppe und die üble Bratensauce unbeachtet geschluckt.

* * *

In meiner Tasche trage ich einen Brief; darin lebt eine Frage, von der ich nicht loskomme, weder zu ja noch zu nein. Zwar habe ich sie bei mir in einer ersten großen Freude mit Ja entschieden. Aber nun zweifle ich, zweifle an mir, zweifle an dem Aufstieg aus alltäglicher Pein und fürchte, selbst wenn er gelingt, den Absturz, der ihm folgen muß. —

Oder wird mich die Liebe tragen? Wird sich mir ihre Kraft enger und stärker verbinden?

Ich soll bei den Kriegsblinden spielen, am Jahresfest ihres Heims. — Ich habe gemiedene und verklungene Musik wieder durchgangen — und fühle mich unrein, unbeschwingt mich zu erheben aus Sorge und Bitternis. Meine Unfähigkeit, zum Aufstieg, das ist mein Leiden. Der allein ist unglücklich, der ausgestoßen ist aus seiner besseren Heimat.

Und doch: soll ich ein Siegel unter meine Schwäche setzen? War nicht meine Freude über den Ruf zu diesen Geopferten die Stimme der Wahrheit?

(Merkwürdig, daß allein die Fähigkeit zum Handwerk sich wieder völlig nachgebildet hat. Es scheinen mir neue Energien in den zehn Persönlichkeiten an meinen Händen zu leben.)

* * *

Ein trüber Sonntag. Ich schleppe mich den Gärten der besseren Leute entlang, um frische Luft zu atmen. Hier bewohnt ein Einzelner den Raum, in den sich im Arbeiterquartier fünfhundert, tausend Menschen teilen müssen. Raum, das ist Freiheit und Würde, ist Beisichselbersein, ist Arbeitsruhe, Empfangsbereitschaft für gute Geister. Wie wird all dieser Raum genützt? Ich schicke die Frage in die schweigenden Häuser mit ihren gardinenverhängten Fenstern und in die nassen, kahlen, weiten Gärten.

Einstmals, überraschend, bin ich in der stillen Straße, die ich jahrelang gemieden habe. Da steht der stattliche Sandsteinblock, Rosengeäst um die Terrasse, gegen Süden das Spalier und im Garten der Luginsland: der Eltern Haus, das Haus meiner Jugend. Daß ich als Kind soviel besaß, ein Gartenreich, um vertraulich umzugehen mit Stein und Gras und Hausgetier, das Rosenbeet, das aus unserer Scholle zehrend, mir sein blühendes Wunder entfaltete, den Ausguck überm grünen Laubmeer, um morgens und abends den Garten, die Vögel, Sterne und Sonne in den freudigen Kinderblick zu schließen, und eine Heimwelt von traulichen Bezirken des Spielglücks, der Mutterwärme, des gepflegten Fleißes und der frühen Begeisterung!

Es ist nur noch ein Traum. Ich werde Besitz nie mehr besitzen; würde er mir zufallen, so wäre er nur Stoff, der in der Kraft verwandelt werden will. Plötzlich begreife ich das bessere Teil der Armut: daß ich nicht nur tatsächlich und für den Augenblick arm bin, sondern grundsätzlich und für immer enteignet.

Ich habe bis zum letzten Tag gezaudert, die gegebene Zusage an die Geopferten zu widerrufen, und nun ist der Abend mit seiner Anforderung da. Ich komme durch die mondhelle, zauberhafte Frühlingsnacht an das Haus mit den dunklen Fenstern. Die einzig erleuchtete Eingangshalle ist leer. Während ich zögere, wohin mich wenden, öffnet sich gegenüber eine Doppeltür, und aus einem dürftig erhellten Raum, in dem ich gedeckte Tische stehen sehe, treten Männergestalten. Es sind Leute von jüngeren und mittleren Jahren. Einer geht hinter dem andern, stockt einen Augenblick vor der Schwelle, und setzt tastend den Fuß in die Halle. Einzelne Paare kommen; der Feund legt dem Freunde die Hand auf die Schulter. Mancher hält eine leichte Reitgerte oder ein Stöckchen, handlich wie ein Taktstock, und fühlt sich damit der Wand entlang. Sie tragen alle den Kopf wie lauschend aufrecht; keiner sieht zu Boden. Sie haben sich aus allen Ständen und Arten zusammengefunden; ich sehe flache Bauernschädel, Häupter von edlem Schnitt, geschoßzerstörte Stirnen und gesunde, unberührte Gesichter, verkümmerte Züge, energische Mienen. Jeder ist mit seinem Tasten, seinem Suchen beschäftigt. Alle haben den fühlenden, vorsichtigen Schritt. Um jeden ist ein Bann von Einsamkeit. Langsam bewegt sich der Zug.

Ich stehe und schaue und fasse mich. Das habe ich nicht gewußt — habe ich nicht ausdenken können.

Eine Tür wird geöffnet, die in einen dunklen Raum führt. Die vordersten treten ein, Stühle werden gerückt. Man kommt auf mich zu, geleitet mich zum schon gefüllten Saal; mein Begleiter dreht vor mir das Licht an.

Ich wage nicht mehr aufzusehen nach den lauschenden Köpfen, die ich alle mir zugewandt weiß. Ich empfinde so

Ein urchiger Bergler. (Phot. Ch. Aegerter, Bern.

stark meine Zuhörer, wie nie ein anderes Publikum. Ein Augenblick der Stille. Das ganze Sein wird Wunsch nach Ausdruck; eine triebhafte Energie entfesselt vorschaffend schon im Geist den Ton, und nun erklingen meinem Ohr die Akkorde des ersten Bach-Präludiums mit neuer, vertiefter Bedeutsamkeit voll Geheimnis und gütiger Verheißung. Von mir existiert nur noch das, was als Wille und Hingabe das Werk in Erscheinung ruft. O einziges, wahres Leben! Auch der Zuhörer ist entschwunden; nur noch eine magnetische Fühlung ist da, die befeuert, begeistert. Mein Programm hat einen mir bewußten Rhytmus. Das Milde und das Wuchtige steigern sich, erlösen sich, wie Wellenschlag. Der Hörer durcheilt die reichen Bezirke seines Lebensgefühls. Ich aber bin nur ein Ohr, das vorauslauscht auf das Vorgeschaffene und sich ganz und gar mit Vorbild erfüllt.

Nach dem Spiele werden mir belebte, ausdrucksvolle Tasthände entgegengestreckt. Mit Ehrerbietung fasse ich sie. Aber dies alles ist schattenhaft; ich selber bin erloschen mit dem Verstummen des Instruments.

Dank verdiene nicht ich. Dank verdienen diese Geprüften Gottes, die mir ein unermeßliches Geschenk gemacht haben, die mich mir selber zurückgaben. Die Liebe hat mich ge-

tragen. Ich habe den Weg der Genesung vorauserlebt in einem ersten Flug. Irgendwie, irgendwann werde ich meine Heimat zurückgewinnen und in ihr Wurzel treiben. Aber nicht mit den Kräften der Selbstbesessenheit. Meine Erstarrung muß eine lebendige Sonnenglut lösen, meine Erdenschwere muß jener Sturm erfassen, der mich beim Anblick der Geopferten ergriff.

* * *

O dieser strahlende Frühling, der den Menschen die Reiselust ins Blut jagt! Diese abgesagten Stunden, diese abreisenden Schülerinnen, die den Unterricht von sechs oder acht Wochen auf Rechnung stehen lassen! O der Frühling einer armen Frau! Es ist, als müßte ich Schläge kriegen, weil ich eine Hoffung aufgepflanzt habe. Dr. Diehl meldet seinen Sohn endgültig ab in einem gewundenen, verlegenen Schreiben. Die Erinnerung an die einstige Agatha Schneiter in der heutigen Klavierlehrerin, die man nach Belieben anstellt und absetzt, ist ihm peinlich.

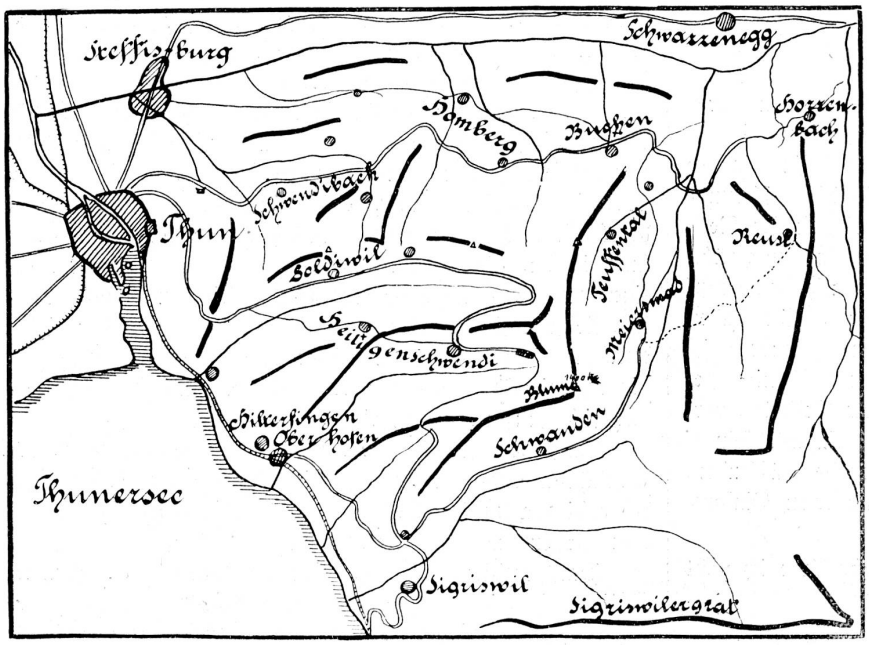
Und als hätte er diabolische Witterung, bringt mir Minx einen neuen Schüler. Er ist diesmal entschlossen, nicht mehr auf Vorschuß zu liefern. Ich wehre ihn brüsk ab, ohne mich zu besinnen. Er geht glatt über den Zwischenfall hinweg, feig und sicher zugleich. Die nächste Begegnung wird entscheiden. „Freund oder Feind, Sie haben die Wahl", sagt die Miene des fetten Herrn. Immer deutet sie ein Einverständnis an, von dem ich nichts weiß. Das wird mich eines Tages meine wenige Selbstbeherrschung kosten.

In aller Widerwärtigkeit nicht den Weg der Genesung vergessen! Einzige Rettung, einziges Gut!

(Schluß folgt.)

Von Land und Leuten abseits.

Von Fr. Graf, Schwendibach bei Thun.

I.

Nicht allzu weit ab vom großen Straßen- und Bahnverkehr, kaum 2—3 Wegstunden vom Eingangstor des Berner Oberlandes, der Bezirkshauptstadt, Fremdenzentrale, Militärgarnison und „Fliegerheimat" Thun liegt doch eine der unbekanntesten, verborgensten Landschaften unseres Kantons. Sie ist es aber wert, einmal aus ihrer jahrhundertelangen Verborgenheit und Mißachtung aufgeweckt, ans Licht gestellt und den Landsleuten im Bernbiet herum etwas bekannt gemacht zu werden. Alle, die einmal mit offenen Augen bei hellem Wetter den Thunersee hinaufgefahren sind, haben emporgeschaut an die steilen Waldhänge über dem gesegneten Uferstrich von Hünibach, Hilterfingen, Oberhofen, Gunten. Diese schmalen Nagelfluhrippen, die da steil zum Seestrand abstürzen, laufen gleich den Fingern einer Hand im Zentrum der waldigen Kuppe des Blumen (1400 Meter) zusammen und ihre Falten und Flanken tragen sorgfältig bestelltes Bauernland, Kartoffelfelder, Aecker, üppiges Wiesland bis auf 1100 Meter Höhe, malerisch durchsetzt von Häusergruppen, schmucken Dörflein in Obsthainen und zahlreichen Wäldchen und Gebüschen. Die Ortschaften an der Südwestabdachung dieses Berglandes, der sonnige Höhenkurort Goldiwil und das mit ihm wetteifernde Heiligenschwendi, wo — eigentlich in der Bäuert Schwendi — der weitausgedehnte Gebäudekomplex der bernischen Lungenheilstätte steht, sind dem Berner im Unterland noch ziemlich gut bekannt und auch durch einen von Thun heraufführenden Autopostkurs schon viele Jahre gut erreichbar. Umso dunkler und verschwommener erscheint den meisten die hinter den ernsten Waldkämmen des Blumen und der Winteregg liegende Berglandschaft. Nach Osten geht sie über zahlreiche Tobel und Schluchten hin in die Nordabdachung des Sigriswiler-Grates über. Der Horrenbach und die Rinnsale der schauerlich tiefen und wilden Wührischluchten führen die zahllosen Abwässerlein des Gebirges zur Zulg hin, die in einsam tiefer, schattendunkler Waldschlucht vom mächtigen Felsmassiv des Hohgant her rinnt und auf 15 Kilometer Länge unsere Berggegend gegen Norden absolut abgrenzt. In diesem Strich geht die bewohnte und kultivierte Menschenwelt allgemach in die wilde Einsamkeit des Alpenlandes mit seinen Wäldern und Bergweiden von Zettenalp, Tröler, Mäscher, Hörnli und Schöriz über. Da kleben an den Steilhängen über der Wührischlucht die zerstreuten Heimwesen mit kleinen Aeckerlein, schindelgedeckten, braungebrannten Bauernhäuslein zwischen spitzen Tannwäldern, die aus dem Abgrund steigen; ostwärts scharen sie sich zum kleinen Schulbezirk Reust, westwärts und südlich gegen die Wasserscheide ansteigend nennen sie sich Meiersmad. Beide Bäuerten gehören zur Gemeinde und Kirchhöre Sigriswil, wohin von Meiersried aus ein Sträßchen führt, während die Bergbauern von Reust ihr Kirchdorf nur durch unwegsame Tobel, über jähe Felsrücken hinüber erreichen können. In einer Seitenfalte der Wührischlucht, im Westen an den schönen Aussichtspunkt der Höheweid (1220 Meter) angelehnt, reicht das stille Teuffental zwischen die dunklen Waldhänge des Blumenmassivs hinan. Schon etwas hablicher erscheinen hier Häuser und Menschen, etwas rationeller die landwirtschaftliche Betriebsweise. Während östlich der Wührischlucht Land- und Alpwirtschaft ständig ineinander übergreifen und jeder Kleinbauer seine Viehware auf eigenen oder gemieteten Alpweiden sömmert, nähert sich die Betriebsweise in den westlich gelegenen Gemeinden schon mehr derjenigen im Mittellande. Teuffental weist neben flotten wetterbraunen Bauernhäusern auch schon Gebäude mit Einschlag von moderner Kultur auf. Ein hübsches im Heimatstil vor einigen Jahren erbautes Schulhaus, Bäckerei, Käserei, Kramladen, Mühle und Sägewerke,